

Wege zur Erlösung

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **17 (2010)**

Heft 189

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bin ich ein Barde?

Kennen Sie diese Typen? Die sich ein Bärtchen stehen lassen, Gitarre spielen und Lieder über lustige Maulwürfe oder die Intelligenz der Schnecken zum Besten geben? Denen die Kinder mit strahlenden Augen an den Lippen hängen? Die auf alles eine Antwort haben und bei denen sich «Stein» auf «fein» reimt? Genau: Ich meine die Barden. Ich spreche von diesen bewundernswerten Menschen, die ihr künstlerisches Talent nicht dafür einsetzen, Studentinnen abzuschleppen oder siebenfach geloopten Nerd-Obsessionen nachzujagen, sondern die die Welt, wie man so sagt, aus einer poetischen Perspektive betrachten. Die also dem Kriechen der Schnecke Gelassenheit, dem Wühlen des Maulwurfs Humor und dem Geruch des Nutzwaldes ein Geheimnis unterstellen. Die lange und eindringlich darüber nachsinnen, warum die Bäche nach unten fließen und der Schnee nicht einfach runterstürzt, sondern im Wind zu tanzen scheint.

Es mag das Unverständnis eines Talentlosen sein, doch diese Fragen waren mir lange Zeit fremd. Davon abgesehen, dass ich die Natur grösstenteils nur aus dem Supermarkt oder den Medien kenne, bin ich wohl einfach zu rational veranlagt. Natürlich, ich gehöre nicht zu jener konsequenten Minderheit der Agamben-Leser, die Ponyhöfe mit Auschwitz vergleichen. Ich bin auch nicht Schopenhauers Meinung, dass das Leben «aus Schmerz und Langeweile» besteht. Die Welt macht mir Spass, und ich empfinde sogar eine Art Verzückung, wenn im November plötzlich Schnee aus dem Himmel fällt oder ein paar Wolken sich zu einem Knäuel formieren. Ja, ich bin auf meine Weise ein poesievoller Mensch, und manchmal spreche ich zu kleinen Kätzchen oder umarme einen Baum. Aber irgendwie fiel es mir immer schon schwer, mich über sprechende Pferde zu amüsieren.

Das alles ist eigentlich normal. Bis man Kinder hat. Denn nicht nur ist das überlieferte Vaterbild (Zeitung lesen und Ohrfeigen verteilen) passé, sondern das Ideal des oben beschriebenen Bardens hat Einzug in alle Mittelstandsfamilien gehalten. Mit dem Moment der Geburt beginnt deshalb, proportional zum Wachsen des Babys, die Verbardisierung des Vaters. Jeder einigermaßen aufgeklärte Vater muss heutzutage aus dem Stegreif gereimte Tieranekdoten erzählen und alle Fragen der Festkörperphysik beantworten können. Natürlich nicht nur trocken und theoretisch, sondern gemäss dem eisernen Bardengesetz der Anschaulichkeit. Während das normale Verhalten im urbanen Spätkapitalismus darin besteht, sich selbst als zynisches Riesenarschloch zu inszenieren und atemlos irgendwelchen Events hinterherzuhetzen, verlangt das Bardentum jene Tugenden der entnervenden Ausführlichkeit und



Linard Bardill und Bruno Brandenberger. Bild pd

der guten Laune, die im üblichen Erwachsenenleben als Kainsmal des Losers gelten.

So singe ich seit einigen Jahren täglich mehrere Stunden am Bett meiner Tochter Lieder über Maulwürfe und Schnecken, lege von der Strasse heraufklaffenden Kötern kleine Botschaften in den Mund, lasse das «Traumschaf» auftreten und leite anhand von Stegreif-Märchen den tieferen Grund her, warum der Winter nicht warm, sondern kalt ist. Mein einziger Bündnisgenosse ist ein psychotischer Fuchs, den ich ab und zu in meinen Geschichten auftreten lasse. Er leidet unter schweren Minderwertigkeitskomplexen und führt einen schäbigen Kramladen, mit dem er aber dank halbseidener Tricks immer wieder über die netten vietnamesischen Gemischtwarenhändler seiner Phantasiestadt triumphiert. Ein finsterner, zutiefst kranker Charakter, den meine Tochter nur deshalb akzeptiert, weil sie selber einen Kaufladen im Zimmer stehen hat.

Doch damit nicht genug. Denn das kindliche Warum, das jeden wahren Bardens bekanntlich noch im Schlaf lächeln lässt, verfolgt mich neuerdings auch tagsüber – und seit einiger Zeit sogar in Abwesenheit meiner Tochter. Habe ich mich zu Anfang meiner Vaterschaft noch, kaum war ich allein, in hemmungslosem Nihilismus gesuhlt, ertappe ich mich immer öfter bei etwas, was man «automatisches Bardentum» nennen könnte. Sehe ich zum Beispiel einen Hund, dem der Wind eine Zeitung ins Gesicht bläst, denke ich automatisch: Naja, der muss sich eben auch informieren. Beginnt es zu regnen, so sagt eine Stimme in mir: Die lustigen Tröpflein malen mal wieder den Boden an. Wird an der Kreuzung jemand fast überfahren, imitiere ich, wie meine Tochter glücklich lachend, den Sprung des Passanten und denke mir: Das haben die aber jetzt schön gemacht. Und so fort. Dass mehr oder weniger alles ohne Grund passiert, eben einfach so geschieht, will mir nicht mehr in den Kopf.

So gerate ich, um ein berühmtes Diktum des Soziologen Max Weber leicht abzuwandeln, täglich tiefer in den stählernen Käfig des Bardentums. Der «Bananen-Boogie» bedeutet mir unterdessen mehr als die ganze schwarze «Suhrkamp Wissenschaft»-Reihe, und wenn meine Freunde sich im Programm-Kino eine Dario-Argento-Retrospektive anschauen, widme ich mich dem Maulwurf Grabowski oder ordne meine Tomi-Ungerer-Bibliothek. Als letzte und möglicherweise zwingende Stufe der Verbardisierung meines Lebens macht sich in den letzten Monaten eine gewisse Strenge bemerkbar. Jene postmodernen Sonntags-Barden, die in ihren Liedern Themen wie Immigration, Drogen, Arbeitslosigkeit und Bankenkrise behandeln, lehne ich ab. Lieber als diese angestrengt, ja aufgesetzt aktuellen Themen ist mir das tiefsinnige «Zundhölzli» von Mani Matter, das die ganze Welt anzündet.

Sogar der Fuchs mit seinem Kramladen und seiner miesen Krämer-Mentalität ist mir suspekt geworden. Ich denke darüber nach, ihm einen etwas positiveren Beruf zu verpassen. Zum Beispiel Bauarbeiter. Oder Malerin.

Milo Rau